

HEYNE <

Das Buch

Die USA im Jahr 2025: Wer Arbeit hat, kann von Glück reden. Für das Heer der Arbeitslosen gibt's billiges Rauschgift und kostenloses Fernsehen – Free-Vee. Ben Richards, der das Geld braucht, um Medizin für seine Tochter zu kaufen, bewirbt sich bei Network Games und wird der beliebtesten Game-Show zugeteilt: Menschenjagd.

»Die Regeln sind denkbar einfach. Sie gewinnen für jede Stunde, die Sie in Freiheit verbringen, hundert Neudollar. Wir statten Sie zu Beginn der Jagd mit viertausendachthundert Dollar aus, da wir davon ausgehen, dass Sie es schaffen werden, die Jäger achtundvierzig Stunden lang an der Nase herumzuführen. Wenn Sie dreißig Tage durchhalten, gewinnen Sie den Großen Preis. Eine Milliarde Neudollar.«

Die Show läuft seit sechs Jahren, und bis jetzt hat sie niemand überlebt. Aber Ben Richards narrt seine Jäger immer wieder ...

Der Autor

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, veröffentlichte schon als Student Kurzgeschichten. Sein erster Romanerfolg, *Carrie*, erlaubte ihm, sich nur noch dem Schreiben zu widmen. Seitdem hat er weltweit über 400 Millionen Bücher in mehr als 40 Sprachen verkauft. Im November 2003 erhielt er den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk. Die großen Werke des Autors erscheinen im Heyne Verlag.

STEPHEN
KING

SCHREIBT ALS
RICHARD BACHMAN

MENSCHENJAGD

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Nora Jensen und Jochen Stremmel

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
RUNNING MAN
erschien bei Signet, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Überarbeitete, vollständige Taschenbuchausgabe 03/2011
Copyright © 1982 by Richard Bachman
Copyright © 1986, 2011 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Bearbeitung: Falk Behr und Momo Evers
Redaktion: Momo Evers
Umschlaggestaltung und Konzeption: Hauptmann und Kompanie
Werbeagentur, Zürich, unter Verwendung einer Illustration von © Anja
Filler
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-43580-3

www.heyne.de

Vorwort des Herausgebers

Ehe er Ende 1985 einer Krebserkrankung erlag, hatte Richard Bachman fünf Romane veröffentlicht. 1994 fand die Witwe des Schriftstellers im Keller einen Pappkarton voller Manuskripte, als sie sich auf einen Umzug vorbereitete. Diese Erzählungen und Romane befanden sich in verschiedenen Stadien der Fertigstellung. Die am wenigsten bearbeiteten waren handgeschriebene Notizen auf Stenoblöcken, die Bachman für seine ersten Entwürfe verwendete. Am weitesten fertiggestellt war der maschinengeschriebene Text des folgenden Romans. Er befand sich in einem mit Gummibändern gesicherten Karton für Manuskripte – als hätte Bachman kurz davor gestanden, ihn an seinen Verleger zu schicken, als sein Körper nicht mehr auf die Therapie ansprach. Bachmans Witwe legte mir das Manuskript zur Begutachtung vor, und ich stellte fest, dass es mindestens das Niveau seiner früheren Werke hielt. Ich habe einige Kleinigkeiten verändert, vor allem bestimmte Bezüge aktualisiert (indem ich zum Beispiel Rob Lowe im ersten Kapitel durch Ethan Hawke ersetzt habe). Aber im Großen und Ganzen habe ich das Werk so belassen, wie es mir zugesandt worden ist. Mit der Zustimmung von Bachmans Witwe bieten wir diesen Roman nun als Schlussstein eines ungewöhnlichen, aber nicht uninteressanten Schaffens an.

Mein Dank geht an Claudia Eschelmann (die frühere

Claudia Bachman), den Bachman-Forscher Douglas Winter, Elaine Koster von der New American Library und Carolyn Stromberg, die Bachmans frühe Romane lektoriert und die Echtheit dieses Textes überprüft hat.

Bachmans Witwe ließ bekannt geben, dass Bachman ihres Wissens nie nach Ohio gereist ist, »obwohl er ein- oder zweimal mit dem Flugzeug darüber hinweggeflogen sein mag.« Sie hat keine Vorstellung davon, wann dieser Roman entstanden ist, außer dass es spät in der Nacht gewesen sein muss. Bachman litt unter chronischer Schlaflosigkeit.

Charles Verrill, New York City

Was es bedeutet, Bachman zu sein

von Stephen King

Das ist meine zweite Einführung zu den sogenannten Bachman-Büchern – ein Ausdruck, der (zumindest in meinen Augen) die ersten unter dem Namen Richard Bachman veröffentlichten Romane bezeichnet, die als Taschenbuchausgaben im Signet-Verlag erschienen sind. Meine erste Einführung war nicht besonders gut; sie liest sich für mich wie ein Paradebeispiel von Autor-Verhüllung. Aber das ist nicht erstaunlich. Als sie geschrieben wurde, war Bachmans Alter Ego (mit anderen Worten: ich) nicht in einer Stimmung, die ich als kontemplativ oder analytisch bezeichnen würde; ich fühlte mich im Grunde beraubt. Bachman war nicht als kurzfristiges Pseudonym gedacht; er sollte eigentlich ein langes Leben haben, und als mein Name im Zusammenhang mit seinem genannt wurde, war ich überrascht, aufgebracht und verärgert. Das ist kein Geisteszustand, der dem Schreiben guter Essays förderlich ist. Diesmal gelingt es mir vielleicht ein bisschen besser.

Das Wichtigste, was ich über Richard Bachman sagen kann, ist vermutlich der Umstand, dass er *real wurde*. Natürlich nicht ganz und gar (sagte er mit einem nervösen Lächeln); ich schreibe dies ja nicht in einer Art Wahnvorstellung. Es sei denn ... nun ja ... vielleicht doch. Wahnvorstellungen sind schließlich etwas, worin

Romanschriftsteller ihre Leser zu bestärken versuchen, zumindest während sie das Buch aufgeschlagen vor sich haben, und der Autor ist kaum immun gegen diesen Zustand einer ... wie soll ich es nennen? Wie hört sich »ge-lenkte Wahnvorstellung« an?

Auf jeden Fall begann Richard Bachman seine berufliche Laufbahn nicht als Wahnvorstellung, sondern als ein Zufluchtsort, von dem aus ich einige Frühwerke veröffentlichen konnte, an denen Leser meiner Ansicht nach Gefallen finden mochten. Dann wurde er allmählich größer und lebendiger, wie es die Geschöpfe der Einbildungskraft eines Schriftstellers häufig tun. Ich fing an, mir sein Leben auf dem Bauernhof vorzustellen ... seine Frau, die wunderschöne Claudia Inez Bachman ... seine einsamen Vormittage in New Hampshire, die er damit verbringt, seine Kühe zu melken, in den Wald zu gehen und über seine Geschichten nachzudenken ... während er seine Abende schreibend verbringt, immer mit einem Glas Whiskey neben seiner Olivetti-Schreibmaschine. Ich kannte mal einen Schriftsteller, der zu sagen pflegte, der Roman oder die Geschichte, an dem oder an der er gerade schrieb, »lege einige Pfunde zu«, wenn er gut damit vorankam. Auf ganz ähnliche Weise begann mein Pseudonym, einige Pfunde zuzulegen.

Als seine Tarnung aufgefliegen war, starb Richard Bachman. In den wenigen Interviews, die ich mich aus diesem Anlass zu geben verpflichtet fühlte, machte ich mich ein bisschen lustig darüber und sagte, er wäre an Pseudonymkrebs gestorben, aber eigentlich hat ihn der Schock umgebracht: die Erfahrung, dass dich die Leute manchmal nicht in Ruhe lassen. Um es ein wenig emphatischer (aber keineswegs ungenau) zu formulie-

ren: Bachman war die Vampirseite meiner Existenz, die vom Sonnenlicht der Enthüllung getötet wurde. Meine dadurch ausgelösten Gefühle waren verworren genug (und *fruchtbar* genug), um ein Buch entstehen zu lassen (und zwar ein Buch von Stephen King): *Stark – »The Dark Half«*. Es handelt von einem Schriftsteller, dessen Pseudonym George Stark tatsächlich zum Leben erwacht. Diesen Roman hat meine Frau immer verabscheut, vielleicht weil der Traum, ein Schriftsteller zu sein, für Thad Beaumont die Realität seiner menschlichen Existenz überwältigt; in Thads Fall schlägt wahnhaftes Denken die Rationalität vollkommen aus dem Feld, und das hat furchtbare Konsequenzen.

Dieses Problem hatte ich allerdings nicht. Wirklich nicht. Ich ließ Bachman hinter mir, und obwohl es mir leidtat, dass er sterben musste, würde ich lügen, wenn ich nicht zugäbe, dass ich auch ein wenig erleichtert war.

Die ersten vier Bachman-Bücher wurden von einem jungen Mann geschrieben, der voller Zorn und Energie und ernstlich vernarrt in die Kunst und Technik des Schreibens war. Sie wurden nicht von vornherein als Bachman-Bücher geschrieben (Bachman war schließlich noch nicht erfunden worden), aber in einem bachmanesken Geisteszustand: von einer tief sitzenden Wut erfüllt, sexuell frustriert, auf verrückte Weise gut gelaunt und von Verzweiflung zerfressen. Ben Richards, der magere, schwindsüchtige Protagonist von *Menschenjagd* (er ist ungefähr so weit von der im Film durch Arnold Schwarzenegger verkörperten Figur entfernt wie überhaupt möglich), knallt mit seinem entführten Flugzeug gegen den Wolkenkratzer von Network Games, nimmt seinen eigenen Tod in Kauf, reißt aber Hunderte

(vielleicht Tausende) von leitenden Free-Vee-Angestellten mit in diesen Tod: Das ist Richard Bachmans Version von einem Happy End. Die anderen Romane Bachmans enden sogar noch trostloser. Stephen King hat stets gewusst, dass die Guten nicht immer gewinnen (siehe *Cujo*, *Friedhof der Kuscheeltiere* und – vielleicht – *Christine*), aber er hat auch begriffen, dass sie es meistens tun. Im wirklichen Leben gewinnen die Guten jeden Tag. Um diese Siege wird meistens nicht viel Aufhebens gemacht (mit der Schlagzeile MANN KOMMT ERNEUT SICHER VON DER ARBEIT NACH HAUSE würde man nicht viele Zeitungen verkaufen), aber sie sind nichtsdestoweniger real ... und Romane sollten die Realität widerspiegeln.

Und dennoch ...

In der ersten Fassung von *Stark* – »*The Dark Half*« ließ ich Thad Beaumont Donald E. Westlake zitieren, einen sehr humorvollen Schriftsteller, der eine Reihe von sehr düsteren Kriminalromanen unter dem Pseudonym Richard Stark veröffentlicht hat. Als er einmal gebeten wurde, die Dichotomie zwischen Westlake und Stark zu erklären, sagte er: »Westlake-Geschichten schreibe ich an sonnigen Tagen. Wenn es regnet, bin ich Stark.« Ich glaube nicht, dass diese Sätze es bis in die letzte Version von *Stark* – »*The Dark Half*« geschafft haben, aber ich habe sie immer vorzüglich gefunden (und eine besondere Beziehung zu ihnen entwickelt, wie man neuerdings gern zu sagen pflegt). Bachman – eine fiktive Figur, die mit jedem unter ihrem Namen publizierten Buch realer für mich wurde – ist ein Regentage-Typ vom Scheitel bis zur Sohle.

Die Guten gewinnen meistens, Mut triumphiert in

der Regel über Furcht, der Familienhund fängt sich so gut wie nie die Tollwut ein; das sind Dinge, die ich mit fünfundzwanzig wusste, und es sind Dinge, die ich jetzt noch weiß, im Alter von 25 x 2. Aber ich weiß auch etwas anderes: Es gibt einen Ort in uns, wo es praktisch die ganze Zeit regnet, die Schatten immer lang und der Wald voller Ungeheuer ist. Es ist gut, eine Stimme zu haben, in der die Schrecken eines solchen Orts artikuliert und seine geografische Lage teilweise beschrieben werden können, ohne den Sonnenschein und die Klarheit zu verleugnen, die einen derart großen Teil unseres gewöhnlichen Lebens erfüllen.

In *Der Fluch* sprach Bachman zum ersten Mal selbst – es war der erste der frühen Bachman-Romane, der seinen Namen auf der ersten Fassung trug und nicht meinen –, und es kam mir wirklich unfair vor, dass er ausgerechnet in dem Moment, in dem er mit seiner eigenen Stimme zu sprechen begann, irrtümlich für mich gehalten wurde. Und der Eindruck, dass es sich um einen Fehler handelte, drängte sich mir einfach auf, weil Bachman allmählich zu einer Art Es für mich geworden war; er sagte jene Dinge, die ich nicht sagen konnte, und die Vorstellung, die er von sich dort draußen auf seinem Bauernhof in New Hampshire hatte – kein Bestseller-Autor, dessen Name auf einer blöden *Forbes*-Liste erscheint, von Leuten aus der Unterhaltungsindustrie mit mehr Geld auf dem Konto, als gut für sie ist, oder dessen Gesicht in der *Today*-Show auftaucht oder der Miniaturrollen in Filmen spielt –, wie er in aller Ruhe seine Bücher schreibt, gestattete ihm, auf eine Weise zu denken, wie ich nicht denken, und auf eine Weise zu sprechen, wie ich nicht sprechen konnte. Und dann kam es

zu diesen Zeitungsmeldungen, in denen stand: »Bachman ist in Wirklichkeit King«, und es gab niemanden – nicht einmal mich –, der den Toten verteidigt oder auf den offensichtlichen Umstand hingewiesen hätte, dass King in Wirklichkeit auch Bachman war, zumindest eine gewisse Zeit.

Ich hielt es damals für unfair, und ich halte es heute für unfair, aber manchmal spielt dir das Leben einen kleinen Streich, das ist alles. Ich beschloss, Bachman aus meinen Gedanken und meinem Leben zu verbannen, und einige Jahre gelang mir das auch. Aber als ich einen Roman (einen Stephen-King-Roman) namens *Desperation* schrieb, tauchte Richard Bachman plötzlich wieder in meinem Leben auf.

Zu der Zeit arbeitete ich auf einem Wang-Textverarbeitungssystem; die Anlage sah aus wie das Visiphon in einer alten Flash-Gordon-Folge. Angeschlossen war sie an einen unwesentlich moderneren Laserdrucker, und von Zeit zu Zeit, wenn mir eine Idee durch den Kopf schoss, schrieb ich einen Satz oder einen möglichen Titel auf ein Stück Papier und klebte es an die Seite des Druckers. Als ich ungefähr drei Viertel von *Desperation* geschrieben hatte, klebte ein Stück Papier mit einem einzigen Wort darauf am Drucker: *Regulator*. Ich hatte eine großartige Idee für einen Roman gehabt, etwas, was mit Spielsachen, Schusswaffen, Fernsehen und der Welt der Vorstädte zu tun hatte. Ich wusste nicht, ob ich ihn je schreiben würde – aus vielen dieser »Drucker-Notizen« ist nie etwas geworden –, aber es war definitiv cool, darüber nachzudenken.

Dann kam mir an einem regnerischen Tag (einem Tag ganz nach Richard Starks Geschmack) noch eine Idee,

als ich den Wagen in unsere Zufahrt hineinsteuerte. Ich weiß nicht, woher sie kam; sie hatte nichts mit dem belanglosen Zeug zu tun, das mir zu dieser Zeit durch den Kopf ging. Die Idee bestand darin, die Figuren aus *Desperation* zu nehmen und sie in *Regulator* zu versetzen. In einigen Fällen, dachte ich, könnten sie dieselben Leute spielen; in anderen würden sie sich ändern; in keinem Fall würden sie dieselben Dinge tun oder auf dieselbe Weise reagieren, weil die unterschiedlichen Geschichten verschiedene Vorgehensweisen erforderlich machen würden. Es wäre so, dachte ich, als ob die Mitglieder eines Repertoire-Ensembles in zwei verschiedenen Stücken spielten.

Dann schoss mir eine noch aufregendere Idee durch den Kopf. Wenn ich das Konzept des Repertoire-Ensembles bei den Figuren benutzen konnte, dann konnte ich es genauso gut bei dem Plot anwenden – ich konnte eine ganze Menge der Elemente von *Desperation* in einer völlig neuen Anordnung arrangieren und eine Art Spiegelwelt erschaffen. Ich wusste, noch bevor ich mich daranmachte, dass viele Kritiker diese Doppelung als Trick bezeichnen würden ... und damit lägen sie nicht einmal ganz falsch. Aber, so dachte ich, es könnte ein guter Trick sein. Vielleicht sogar ein erhellender Trick, einer, der die Kraft und die Vielseitigkeit einer Erzählung veranschaulicht, ihre so gut wie grenzenlose Fähigkeit, ein paar Grundelemente in zahllosen erfreulichen Variationen durchzuspielen, ihren spitzbübischen Charme.

Aber die beiden Bücher durften nicht genau gleich *klingen*, und sie durften nicht das Gleiche *bedeuten*, genauso wenig, wie ein Stück von Edward Albee und eines von William Inge gleich klingen und das Gleiche

bedeuten dürfen, selbst wenn sie an aufeinanderfolgenden Abenden von den gleichen Schauspielern aufgeführt werden. Wie konnte ich eine andere Stimme erschaffen?

Zunächst dachte ich, das könnte ich nicht und es wäre am besten, die Idee dem Reuben-Goldberg-Mülleimer anzuvertrauen, den ich in meinem Hinterkopf stehen habe – der mit dem Schild INTERESSANTE, ABER UN-DURCHFÜHRBARE VORHABEN. Dann fiel mir ein, dass mir die Antwort schon die ganze Zeit auf der Zunge lag: Richard Bachman konnte *Regulator* schreiben. Seine Stimme klang oberflächlich gesehen genauso wie meine, aber darunter bestand ein himmelweiter Unterschied – sagen wir, der Unterschied zwischen Sonnenschein und Regen. Und der Blick, mit dem er seine Mitmenschen bedachte, war immer von meinem verschieden, gleichzeitig lustiger und kälter (Bart Dawes in *Sprengstoff*, mein Lieblingsroman unter den frühen Bachman-Büchern, ist ein ausgezeichnetes Beispiel).

Natürlich war Bachman tot, das hatte ich ja selbst bekannt gegeben, aber der Tod ist im Grunde kein großes Problem für einen Schriftsteller – fragen Sie einfach Paul Sheldon, der Misery Chastain für Annie Wilkes wieder zum Leben erweckte, oder Arthur Conan Doyle, der Sherlock Holmes aus den Reichenbach-Fällen auftauchen ließ, als seine Fans im ganzen Britischen Weltreich ihn lautstark zurückforderten. Ohnehin ließ ich Richard Bachman nicht mehr von den Toten auferstehen; ich stellte mir lediglich eine Kiste mit vergessenen Manuskripten in seinem Keller vor, in der *Regulator* zuoberst lag. Und dann transkribierte ich das Buch, das Bachman schon geschrieben hatte.

Diese Transkription war ein bisschen zäher ... aber sie

war zugleich ungeheuer erfrischend. Es war wundervoll, Bachmans Stimme wieder zu hören, und das, was ich mir davon erhofft hatte, geschah tatsächlich: Ein Buch kam zum Vorschein, das eine Art Zwilling des Buchs war, das ich unter meinem eigenen Namen geschrieben hatte (und die beiden Bücher wurden ziemlich buchstäblich direkt hintereinander geschrieben: Das King-Buch wurde genau einen Tag, bevor ich mit dem Bachman-Buch begann, fertig). Sie ähneln sich nicht mehr, als King und Bachman einander ähneln. *Desperation* handelt von Gott; *Regulator* handelt vom Fernsehen. Das heißt vermutlich, dass sie beide von höheren Mächten handeln, aber sie sind gleichwohl sehr unterschiedlich.

Die Bedeutung, Bachman zu sein, lag für mich immer darin, eine gute Stimme und eine einleuchtende Perspektive zu finden, die von meiner ein wenig verschieden war. Nicht *wirklich* verschieden; ich bin nicht schizophren genug, das zu glauben. Aber ich glaube, dass es bestimmte Tricks gibt, die wir alle benutzen, um unsere Perspektive und unsere Wahrnehmung zu verändern – um uns auf eine neue Weise zu sehen, indem wir andere Sachen anziehen und uns eine neue Frisur verpassen –, und dass solche Tricks sehr nützlich sein können, eine Methode, alte Strategien, wie man sein Leben führt, das Leben wahrnimmt und schöpferisch tätig ist, mit neuem Leben zu erfüllen. Ich mache keine dieser Bemerkungen, um anzudeuten, dass ich in den Bachman-Büchern großartige Dinge vollbracht habe, und sie sollen bestimmt nicht als Argumente für eine besondere künstlerische Leistung dienen. Aber ich liebe das, was ich tue, so sehr, dass ich ungern zu einem routinierten Langweiler werde, wenn ich es verhindern kann. Bachman war für mich

eine Methode, mit deren Hilfe ich versucht habe, meine Technik aufzufrischen, und die mich davor bewahrt hat, zu bequem und behäbig zu werden.

Diese frühen Bücher zeigen, wie ich hoffe, eine gewisse Entwicklung der Bachman-Persona, und ich hoffe, sie zeigen außerdem das Wesen dieser Persona. Richard Bachman, ein düsterer Charakter, verzweifelt sogar, wenn er lacht (eigentlich vor allem dann verzweifelt, wenn er lacht) – er ist kein Bursche, der ich die ganze Zeit sein möchte, selbst wenn er noch am Leben wäre ... aber es ist gut, diese Möglichkeit zu haben, dieses Fenster zur Welt, auch wenn es vielleicht polarisiert ist. Trotzdem machen meine Leser, wenn sie seine Bücher lesen, vielleicht die Entdeckung, dass Dick Bachman eine Eigenschaft mit Thad Beaumonts Alter Ego, George Stark, gemeinsam hat: Er ist kein sehr netter Typ.

Und ich frage mich, ob es irgendwelche anderen guten Manuskripte, die vollendet sind oder kurz vor der Vollendung stehen, in der Kiste gibt, die von der verwitweten Mrs. Bachman im Keller ihres Bauernhauses in New Hampshire gefunden wurde.

Manchmal frage ich mich das *wirklich*.

Stephen King

Lovell, Maine

16. April 1996

[Die Vorworte stammen aus dem Bachman-Buch *Regulator*, einem Gegenstück zu Kings unter Realnamen veröffentlichtem *Desperation*, Anm. d. Red.]

... Minus 100
Countdown läuft ...

Mit zusammengekniffenen Augen blinzelte sie in dem weißen Licht, das durchs Fenster fiel, auf das Fieberthermometer. Dahinter im Nieselregen die Hochhäuser von Co-Op City, bedrohlich wie die grauen Wachtürme einer Strafanstalt. Unten, im sogenannten Lichthof, flatterte zerlumpte Wäsche auf der Leine. Ratten und fette streunende Katzen durchwühlten den Abfall.

Sie blickte zu ihrem Mann hinüber. Er saß am Küchentisch und starrte mit stumpfer, beharrlicher Konzentration auf den Free-Vee-Bildschirm. Seit Wochen schon schaute er sich diese Sendungen an. Das sah ihm gar nicht ähnlich. Er hasste sie, hatte sie immer gehasst. Natürlich war in jeder Sozialwohnung der Siedlung so ein kostenloser Fernseher installiert – das war gesetzlich vorgeschrieben –, aber es war immer noch legal, ihn abzuschalten. Die Gesetzesvorlage zur Einführung des Zwangsfernsehens hatte im Jahr 2021 die erforderliche Zweidrittelmehrheit um sechs Stimmen verfehlt. Normalerweise sahen sie nie fern. Doch seit Cathy krank war, hatte er sich jedes der Riesengewinnspiele angesehen. Das erfüllte sie mit eisiger Furcht.

Cathys heiseres, nicht endendes Jammern übertönte das neurotische Geschrei des Fernsehsprechers, der während der Halbzeit die neuesten Nachrichten herunterbetete.

»Wie schlimm ist es?«, fragte Richards.

»Nicht sehr schlimm.«

»Verarsch mich nicht.«

»Sie hat neununddreißig Grad Fieber.«

Er knallte beide Fäuste auf den Tisch. Ein Plastiksteller sprang in die Luft und fiel scheppernd auf die Tischplatte zurück.

»Wir holen einen Arzt. Jetzt mach dir doch nicht solche Sorgen. Hör mal ...« Sie fing aufgeregt zu plappern an, um ihn abzulenken. Er hatte sich abgewandt und starrte wieder auf das Free-Vee. Die Halbzeitpause war vorbei, und das Spiel lief wieder. Es war keine der großen Shows, nur ein billiger Tages-Teaser. *Tretmühle zum Zaster*. Für diese Sendung wurden nur chronisch Herz-, Leber- oder Lungenkranke angenommen und ab und zu mal, zur Auflockerung, ein Krüppel. Für jede Minute, die der Kandidat auf der Tretmühle durchhielt (wobei er sich ständig mit dem Moderator unterhalten musste), erhielt er zehn Dollar. Alle zwei Minuten stellte der Quizmaster ihm eine Bonusfrage aus seinem Fachgebiet; dabei konnte der Kandidat jeweils fünfzig Dollar gewinnen. Der Mann, der gerade an der Reihe war, ein Patient mit Herzrhythmusstörungen aus Hackensack, war ein Ass in amerikanischer Geschichte. Wenn der keuchende, erschöpfte Mann, dessen Herz fantastische akrobatische Sprünge in seiner Brust absolvierte, die Frage nicht richtig beantwortete, würde man ihm fünfzig Dollar von seinem bisherigen Gewinn abziehen und die Geschwindigkeit der Tretmühle erhöhen.

»Wir werden schon zurechtkommen, Ben. Wirklich, wir werden es schon schaffen. Ich ... ich werde ...«

»Du wirst was?« Er starrte sie wütend an. »Wieder

auf den Strich gehen? Nein, das nicht mehr, Sheila. Sie muss einen richtigen Arzt haben. Nicht so eine Hebamme aus der Nachbarschaft mit dreckigen Händen und Whiskeyfahne. Moderne Geräte und alles. Dafür werde ich sorgen.«

Er ging nervös in der Küche auf und ab. Seine Augen wanderten wie hypnotisch angezogen zum Bildschirm hinüber, der über der Spüle in die abblätternde Wand eingelassen war. Er nahm seine billige Jeansjacke vom Haken und zog sie energisch über.

»Nein! Nein, das ... das lasse ich nicht zu! Du wirst dich nicht ...«

»Warum nicht? Schlimmstenfalls kriegst du ein paar Altdollar als Beihilfe für einen vaterlosen Haushalt. So oder so, du wirst in jedem Fall genug Geld haben, um sie durchzubringen.«

Sie war nie eine wirklich hübsche Frau gewesen, und die Jahre, in denen ihr Mann arbeitslos gewesen war, hatten tiefe Falten in ihr Gesicht gegraben, aber in diesem Augenblick war sie wunderschön ... herrschaftlich.

»Ich werde es nicht annehmen. Lieber verkaufe ich dem Typ von der Regierung, wenn er an die Tür klopft, eine Zwei-Dollar-Nummer und schicke ihn dann mit seinem dreckigen Blutgeld in der Tasche wieder nach Hause. Soll ich etwa eine Kopfgeldprämie für meinen Mann annehmen?«

Er fuhr zu ihr herum, grimmig, wild entschlossen, als klammerte er sich an etwas, was ihn zum Außenseiter machte. Ein unsichtbares Etwas, auf das das Network schonungslos zählte. Er war nicht zeitgemäß. Ein Dinosaurier. Kein großer zwar, aber trotzdem ein Relikt aus der Vorzeit, ein öffentliches Ärgernis. Vielleicht sogar

eine Gefahr. Große Wolken kondensieren um kleine Partikel.

Er deutete zum Schlafzimmer hinüber. »Wie wäre es, sie in einem anonymen Armengrab? Gefällt dir die Vorstellung?«

Seine Worte zerfetzten ihre Einwände, alles was ihr blieb war blinde Trauer. Ihre herrschaftliche Miene zerbrach und löste sich in Tränen auf.

»Ben, das ist doch genau das, was sie wollen, von Leuten wie uns, wie dir ...«

»Vielleicht nehmen sie mich gar nicht«, sagte er und öffnete die Tür. »Kann ja sein, dass ich das, was immer sie suchen, gar nicht habe.«

»Wenn du jetzt gehst, werden sie dich töten. Und ich muss hier sitzen und dabei zusehen. Willst du wirklich, dass ich mir das ansehe, während sie nebenan im Bett liegt?« Sie war kaum zu verstehen, so stark schluchzte sie.

»Ich will, dass sie lebt.« Er versuchte, die Tür hinter sich zuzuziehen, aber sie drängte sich dazwischen.

»Dann gib mir einen Kuss, bevor du gehst.«

Er küsste sie. Am anderen Ende des Flures öffnete Mrs. Jenner ihre Wohnungstür und spähte auf den Gang. Köstliche Duftschwaden von Corned Beef und Kohl zogen an ihnen vorüber, verlockend, aufreizend. Mrs. Jenner ging es nicht schlecht – sie half im benachbarten Drugstore aus und hatte einen fast unfehlbaren Blick für Leute mit gefälschten Papieren.

»Nimmst du das Geld an?«, fragte Richards. »Wirst du keine Dummheiten machen?«

»Ich nehme es«, flüsterte sie zurück. »Du weißt, dass ich es nehmen werde.«

Er umarmte sie unbeholfen, wandte sich hastig und

zielstrebig um und polterte die steile, miserabel beleuchtete Treppe nach unten.

Sie stand, von lautlosen Schluchzern geschüttelt, in der Tür und wartete, bis sie die Haustür fünf Stockwerke tiefer mit hohlem Klang ins Schloss fallen hörte. Dann hob sie die Schürze vors Gesicht. Sie umklammerte immer noch das Thermometer, mit dem sie das Fieber des Babys gemessen hatte.

Mrs. Jenner schlich leise heran und zupfte an der Schürze. »Schätzchen«, flüsterte sie. »Ich kann dir Penizillin besorgen ... wirklich billig ... auf dem Schwarzmarkt ... wenn das Geld kommt ... gute Qualität ...«

»Raus hier!«, schrie sie die Frau an.

Mrs. Jenner zuckte zusammen. Ihre Oberlippe zog sich instinktiv von ihren geschwärzten Zahnstümpfen zurück. »Hab ja nur helfen wollen«, murmelte sie und eilte zurück in ihr Zimmer.

Kaum gedämpft durch das dünne Plastikholz wimmerte Cathy ununterbrochen. Mrs. Jenners Free-Vee plärrte und johlte. Der Kandidat in der *Tretmühle zum Zaster* hatte eine Bonusfrage nicht beantwortet und gleichzeitig eine Herzattacke bekommen. Jetzt wurde er unter Beifall der Zuschauer auf einer Gummitrage aus dem Studio befördert.

Mrs. Jenners Oberlippe hob und senkte sich wie zum Takt eines Metronoms, als sie sich Sheila Richards' Namen in ihrem Büchlein notierte. »Wir werden ja sehen«, sagte sie vor sich hin. »Wir werden es ja sehen, Mrs. Tausendschön.«

Mit einem böartigen Schnappen schloss sie ihr Notizbuch und machte es sich gemütlich, um sich das nächste Spiel anzusehen.

... Minus 099
Countdown läuft ...

Als Richards auf die Straße trat, war aus dem Nieseln Dauerregen geworden. Das große »Kostenlose Dope-Ziggis – grenzenlose Halluzinationen«-Thermometer auf der gegenüberliegenden Straßenseite zeigte zehn Grad an. (*Genau die richtige Temp für einen Joint – High bis zum n-ten Grad.*) Dann müssten es jetzt ungefähr fünfzehn Grad in ihrer Wohnung sein. Und Cathy hatte Grippe.

Eine Ratte trottete faul über den rissigen, geborstenen Asphalt der Straße. Am Randstein stand das rostige Skelett eines Humber aus dem Jahr 2013 auf verrotten Achsen. Der Wagen war vollständig ausgeschlachtet worden, selbst die Radlager und der Motorsockel, aber die Cops schleppten ihn nicht ab. Die Cops wagten sich überhaupt nur noch selten auf die südliche Seite des Kanals. Co-Op City war ein strahlenförmig angelegtes Rattenlabyrinth aus Parkplätzen, verlassenen Läden, Einkaufszentren, leeren Stadtparks und asphaltierten Kinderspielflächen. Hier galt das Gesetz der Rockerbanden, und alle Nachrichten über die unerschrockene Blockpolizei von South City waren nichts weiter als ein Haufen warmer Scheiße. Die Straßen waren ausgestorben und gespenstisch still. Wenn man ausging, nahm man entweder den Pneumobus oder hatte eine Gasflasche bei sich.

Er ging schnell, ohne sich umzusehen, ohne nachzudenken. Die Luft war schwefelig und stickig. Vier Motorräder rasten an ihm vorbei, und irgendjemand warf mit einem gezackten Stück Asphalt. Richards wich problemlos aus. Zwei Pneumobusse überholten ihn, die ausströmende Pressluft schüttelte ihn durch, aber er ließ sie nicht anhalten. Seine wöchentliche Arbeitslosenunterstützung von zwanzig Dollar (Altdollar) war schon ausgegeben. Er hatte kein Geld, um sich eine Wertmarke zu kaufen. Er nahm an, die Rockerbanden konnten spüren, dass er arm war. Jedenfalls wurde er nicht belästigt.

Hochhäuser, Siedlungen, Maschendrahtzäune, Parkplätze – leer bis auf ein paar ausgeschlachtete Wagenleichen –, Obszönitäten, mit weicher Kreide auf den Asphalt gekritzelt, die nun im Regen verschwammen. Eingeschlagene Fensterscheiben, Ratten, nasse Abfalltüten, geplatzt, ihr Inhalt über den Bürgersteig und in der Gosse verteilt. Graffiti, in ungelinken Buchstaben auf graue, zerbröckelnde Mauern gekritzelt: LASS DIR DIE SONNE NICHT UNTERGEHEN HONKY HÖRST DU. KAI MACHT UNS HIGH. DEINE MAMA IST GEIL. SCHÄL DEINE BANANE. TOMMY IST EIN PUSHER. HITLER WAR COOL. MARY. SID. JAGT ALLE JUDEN ÜBER DEN JORDAN. Die alten, in den Siebzigerjahren von General Atomics aufgestellten Straßenlampen waren mit Steinen oder Asphaltbrocken zerschmissen worden. Hier unten würde kein Techniko sie austauschen. Technikos stehen auf den Neu-Kredit-Dollar. Technikos bleiben uptown, Baby. Uptown ist cool. Alles still bis auf das schnell anschwellende und ebenso schnell abklingende Wusch der Pneumobusse und das hallende Echo



Stephen King

Menschenjagd

Roman

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43580-3

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2011

Der Roman spielt in einer nahen Zukunft – dem Jahre 2025 – und handelt von dem arbeitslosen Familienvater Benjamin Stuart Richards, der mit seiner Frau Sheila Catherine und seiner schwerkranken Tochter Catherine Sarah in der so genannten Co-op-City, einer Slum-ähnlichen Wohnsiedlung, wohnt. Die Regierung und die öffentlichen Fernsehanstalten haben sich zu großen Allianzen zusammengefunden, Demokratie findet faktisch nicht mehr statt, und die Großstädte sind infolge der jahrelangen Misswirtschaft total verseucht.

Im Fernsehen des Jahres 2025 finden makabere Gameshows statt. Mit Spielen wie „Tretmühle zum Reichtum“, an denen nur chronisch Herz-, Leber-, oder Lungenkranke teilnehmen können, werden die Zuschauer unterhalten. Populärste Show des Jahres 2025 ist die Spielshow „Running Man“, in der Zuschauer und gladiatorenähnliche Jäger einen jeweiligen Kandidaten jagen und möglichst medienwirksam zu töten versuchen. Hierbei kommen oft nichtbeteiligte Personen zu Schaden.

Um die benötigten Medikamente für seine Tochter Cathy kaufen zu können, entschließt sich Ben Richards, sich zum Wolkenkratzer der Fernsehanstalt zu begeben und für eine der Gameshows des Senders zu bewerben, was schließlich mit einer Teilnahme bei „Running Man“ auch klappt. Für jede überlebte Stunde sind ihm bzw. seiner ihn beerbenden Frau 100 Dollar versprochen. Sollte er es schaffen, einen gesamten Monat zu überleben, würde Ben den Jackpot und sein Leben gewinnen. Zum Beweis seines Lebens muss Richards sich zweimal am Tag zehn Minuten mit einer Kamera selbst filmen und die Filme an die Gameshow schicken. Sollte er dies nicht tun, bekommt seine Frau kein Geld mehr. Mithilfe einiger Tricks, der nötigen Prise Glück und eines Freundes und Passfälschers in der Co-op-City gelingt es Ben, den Jägern mehrfach zu entweichen; meist jedoch nur knapp.

Schließlich spüren die Jäger den schwerverletzten Ben Richards doch noch vor Ablauf der Zeit auf. Dieser schafft es jedoch, mit Hilfe einer Geisel ein Flugzeug zu entführen. An Bord der Maschine macht ihm der Leiter der Fernsehanstalt per Videokonferenz ein Angebot: Ben solle fortan selbst als Jäger in dem Spiel „Running Man“ arbeiten. Gleichzeitig erfährt Ben, dass seine Frau und sein Kind bei einem Überfall gestorben sind. Sinnentleert und physisch wie psychisch am Ende, steuert Ben die Maschine in den Wolkenkratzer der Fernsehanstalt.